

Sozialer Wohnbau und "Urban Renewal" in Singapore I

Autor(en): **Golger, Otto J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **59 (1972)**

Heft 1: **Geschäftshäuser - Bürohäuser**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-45780>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



1

Singapore ist die erste Stadt in Asien, wo ein städtisches Sanierungsprogramm (Urban Renewal) größeren Ausmaßes, wie es seinesgleichen nur wenige Weltstädte aufzuweisen haben, in Angriff genommen wurde. Neben der forcierten Industrialisierung und den wirtschaftlichen Erfolgen sind diese Maßnahmen besonders erwähnenswert.

Der planmäßig vorangetriebene öffentliche Wohnbau bildet die Grundlage für dieses städtische Sanierungsprogramm. Bis heute wurden in Singapore über 120 000 Wohneinheiten des sozialen Wohnbaus für etwa 35% der Bevölkerung oder 700 000 Menschen errichtet. Qualität und Quantität dieses Wohnbauprogramms gelten für Asien als vorbildlich, ganz zu schweigen von Entwicklungsländern in Afrika oder Lateinamerika.

Wie bei der dynamischen Industrialisierung werden Stadt- und Slumsanierungsmaßnahmen äußerst zügig durchgeführt. Die Siedlungen des öffentlichen Wohnbaus, nach dem «neighbourhood»-Prinzip errichtet, bestehen aus riesigen vielgeschossigen Wohnblocks, die bereits charakteristisch für Singapores Landschaftsbild sind. Gegenwärtig gibt es zwei Satellitenstädte und Pläne für eine dritte auf den Hügeln um den Hafen herum.

In dieser neuen Anlage von 377 ha und 20 000 Wohneinheiten, Telok Blangah New Town, wurde – erstmalig für diese Region – eine moderne Vermischung urbaner Funktionen konzipiert. Neben sozialen Wohnbauten (low-cost housing) geringer Besiedlungsdichte, Leichtindustrie und Erholungsstätten wird ein großer Touristenkomplex mit Hotels, Turmnightclubs, Seilbahnen und anderen Attraktionen errichtet. Im Prinzip ist das eine Modifikation der intensiven und völlig gemischten Landnutzung, charakteristisch für Singapore und für südasiatische Städte im allgemeinen, basierend auf der urbanen Gesellschaftsform dieser Region.

Niemand wagt heute vorauszusagen, ob Singapore auch noch in zehn Jahren eine Attraktion für Touristen und ein angenehmer Aufenthalt für Einheimische sein wird. Daher ist dieser Versuch einer Mischung von Wohnen und Arbeit, Freizeitgestaltung und Touristik vielleicht ein Konzept, das noch Schule machen könnte.

In den beiden bestehenden Satellitenstädten Queenstown und Toa Payoh leben 160 000 beziehungsweise 200 000 Menschen, in zusammen 55 000 Wohneinheiten. Bei einer Bruttobesiedlungsdichte von 833 P/ha erstreckt sich Toa Payoh über eine Fläche von 240 ha und ist ausgestattet mit Einkaufs- und Gemeinschaftszentren, Läden, Schulen, Sportanlagen, Erholungsstätten, Schwimmbäcken, Kliniken und religiösen Institutionen, welche alle zu Fuß erreichbar sind.

Sozialer Wohnbau und «Urban Renewal» in Singapore I

von Otto J. Golger

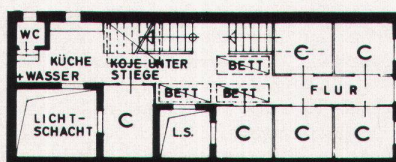
Die Bewohner dieser öffentlichen Wohnanlagen gehören den verschiedensten ethnischen, sprachlichen, religiösen und kulturellen Gruppen an – Chinesen, Malayen, Inder, Eurasier; Buddhisten, Taoisten, Moslems, Hindus, Christen und Anhänger anderer Religionen. Sie kommen aus demolierten Häusern der Altstadt, aus Squatter-Siedlungen und Kampongs, oder es sind einfach junge Eheleute, die einen Haushalt gründen.

Architekten und Soziologen sind sich mit den Technokraten über die sozio-ökonomischen Auswirkungen der Lebensweise in diesen neuen Siedlungen nicht einig. Mit der Umsiedlung aus der vorwiegend ländlichen Umwelt der Kampongs oder Squatter-Siedlungen, ja selbst aus den Slums der Innenstadt in diese neuen, wesentlich bequemen und hygienischeren Wohnungen, steigen die Unkosten. Durch den Umzug in kleine Wohnungen wird die traditionelle asiatische Großfamilie zerschlagen; die Familie schrumpft, die Haushaltskosten aber steigen oft um das Zehnfache. Auch finden es die Umsiedler belastend, nun regelmäßig Miete zu entrichten. Die Auswirkungen dieses Umsiedlungsprogramms, welches bis 1975 etwa die halbe Bevölkerung Singapores erfaßt haben wird, sind noch nicht abzusehen. Die Regierung sieht natürlich nur die augenscheinlichen, oberflächlichen Erfolge – Hygiene, leichte Kontrolle, Status

usw. –, ohne etwaige Nachteile zu berücksichtigen oder berücksichtigen zu können.

Die Situation ist ähnlich wie bei den großen «Resettlement Estates» in Hongkong, nur daß in Singapore diese Wohnungen wesentlich größer und besser sind. Grundsätzlich aber sind Umsiedlungsprobleme überall gleich. Einzelne Faktoren, wie etwa Größe oder Komfort von Wohnungen innerhalb der riesigen Siedlungen, scheinen letztlich unbedeutend für gesellschaftliche Aspekte zu sein. Die Reaktionen der Menschen, die von diesen Experimenten moderner Stadtplanung betroffen sind, weisen nur geringfügige lokale Unterschiede auf, wie die Erfahrungen in Singapore, Hongkong, aber auch im «Märkischen Viertel» Westberlins oder bei anderen Reißbrettaktionen zeigen.

Infolge der extremen Bevölkerungszunahme gab es in Singapore schon immer Wohnungsnot. Im Jahre 1823 lebten 8653 Menschen in Singapore, 1901 waren es bereits 229 000 und 1970 schon über 12 Millionen. Die Ursache dieser Bevölkerungsexplosion war nicht etwa natürliches Wachstum, sondern Zustrom von außen. Wie ein Magnet zog Singapore Einwanderer aus ganz Asien an, besonders aber aus China, und erst 1932 wurde die unkontrollierte Zuwanderung gestoppt; das Wohnungsproblem war aber bereits außer Kontrolle. Zusammen mit den vielen



OBERGESCHOSS

C CUBICLE ODER SCHLAFZELLE
BETT NUR ÜBER NACHT

0 1 2 3 4 5m

2

1 Dachlandschaft in China Town. Diese alten «shophouses» werden im Zuge des Urban-Renewal-Programms demnächst verschwinden

2 Typischer Obergeschoßgrundriß eines «shophouses» in China Town mit der üblichen Unterteilung in «cubicles» (Schlafzellen), Betten, die nur über Nacht aufgestellt werden, und einer Schlafkoje unter der Treppe zum nächsten Geschloß

3 Alte «shophouses», Straßenhändler und Garküchen in einer Straße von China Town Singapore

S T R A S S E



3



5

4 Blick von der Fußgängerbrücke des neuen «People's Park Complex» auf eine der alten Straßen in China Town
5 China Town Singapore – links alte «shophouses», rechts neue Gebäude des «Urban-Renewal-Programms»

Chinesen kamen auch die Einwanderer aus Indien und Pakistan. Im Jahre 1969 waren 74% der Bevölkerung Chinesen, 14% Malayen, 8% Inder und Pakistani; dominierend für die Entwicklung Singapores war aber eindeutig das chinesische Bevölkerungselement.

Fast alle Einwanderer waren Männer, die ihre Familien in China zurückgelassen hatten; Singapore war bis vor kurzem praktisch eine reine Männerstadt. Im Jahre 1881 betrug der Männeranteil der städtischen Bevölkerung 86% und sogar über 93% bei den Chinesen. Die Einwanderer meinten, nicht für immer ausgewandert zu sein, und verhielten sich daher in bezug auf Wohnungsansprüche dementsprechend. Erst viel später, besonders nach der Gründung der Volksrepublik China, wurden die Verbindungen mit dem Mutterlande geringer, und die Chinesen begannen allmählich, Singapore als ihren festen Wohnsitz anzusehen und ein neues malayisches Staatsbewußtsein zu entwickeln. Die Immigranten waren, wie überall, extrem arm, und die meisten konnten sich kaum mehr als einen Schlafplatz für die Nacht mit einem Dach überm Kopf leisten; das aber war nur in den überfüllten Slums von Singapores China Town zu finden ...

In China Town sind die Grundstücke ziemlich schmal; die Häuser sind nur etwa 5 m breit und sehr tief, so daß möglichst viele Bewohner ihren

Anteil an der Straße haben. Diese «shophouses», oder Wohn- und Ladenhäuser, sind zwei bis vier Geschosse hoch, mit kleinen Fenstern und innen oft überhaupt ohne Tageslicht. Das Erdgeschoß ist zugleich Werkstatt, Laden und auch Wohnraum; der Rest des Hauses dient dem Besitzer und den Leuten, die dort arbeiten, als Wohnung.

Um Raum für Wohnungssuchende zu schaffen, sind diese «shophouses» durch ein Labyrinth von Trennwänden in kleine Schlafzellen oder «cubicles» unterteilt, die meistens keine Fenster besitzen und ständig im Halbdunkel liegen. (Der englische Ausdruck «cubicle» für einen kleinen, abgeteilten Schlafraum läßt sich schwer ins Deutsche übersetzen und ist in Mitteleuropa kaum noch ein Begriff; wohl nur in den Lagern des Zweiten Weltkrieges konnte man derartige Behausungen finden.)

Vielfach war die Wohnung eines Neuankömmlings nur ein Bett. Später heirateten die alleinstehenden Männer, Haushalte wurden gegründet, die dann mit einer kleinen Schlafzelle vorliebnehmen mußten; ursprünglich nur zum Schlafen gedacht, waren das nun die Behausungen von Familien mit vielen Kindern. In einem solchen «cubicle» von der Größe eines Doppelbettes – eng, unhygienisch, unbequem und ohne Privatsphäre – mögen sieben oder auch mehr Menschen hausen. Manche müssen auf dem

Boden schlafen, oft unter den Betten. Ihre Habseligkeiten sind in Schachteln untergebracht, die auf Fächern verstaut sind, um den Boden freizulassen zum Schlafen. Die Nahrungsmittel, auch die Überreste vom letzten Mahl, werden in winzigen Schränkchen aufbewahrt, die von den Deckenbalken hängen, damit Ratten und Ungeziefer nicht dazukommen. Kleider und Wäsche baumeln an Haken von den Wänden oder von der Decke. Manche können sich nicht einmal eine Schlafzelle leisten und wohnen in engen Verschlängen unter den Treppenläufen.

Auf diese Weise entstanden einige der überfülltesten und übelsten Großstadtslums unserer Zeit. Wohnhäuser, für eine Familie geplant, beherbergten schließlich an die zehn oder mehr, ohne Zurückgezogenheit, Licht und Luft, ohne sanitäre Einrichtungen, um die primitivsten menschlichen Bedürfnisse zu erfüllen. Ein Dutzend Familien teilt sich Trockenabort, Küche und Wasserzapfstelle; die Straße wird zum Eßraum, Versammlungsplatz, Laden oder Kinderspielplatz. Dazu noch die unzähligen Gerüche, der Lärm und die stickige Hitze des äquatorialen Klimas. Am schlimmsten war die Lage unmittelbar nach dem letzten Kriege, da ziemlich viele Häuser durch japanische Luftangriffe zerstört oder beschädigt waren.

Wie in anderen tropischen Ballungszentren auch, waren die Allerärmsten gezwungen, ihre mietenfreien Behausungen aus Kisten und Kanisterblech zu errichten, und zahllose Squatter-Siedlungen entstanden in den städtischen Randbezirken (Squatters sind Ansiedler ohne Rechtstitel, Bewohner eines nicht genehmigten Bauwerkes auf öffentlichem oder privatem Grund). Nach dem Prinzip des kolonialbritischen «laissez-faire» hielt sich die Kolonialregierung nicht zuständig für die Wohnraumbeschaffung, und so gab es bis 1927 keine öffentliche Wohnbaubehörde. Das städtische Wachstum war sich selbst überlassen, und Singapore wucherte in dieser sozio-ökonomischen Toleranz dahin, wie wohl die meisten Städte Asiens, Afrikas oder Lateinamerikas noch heute. Erst mit der Gründung der «Housing and Development Board» (HDB) – der «Wohnungs- und Entwicklungsbehörde» – im Jahre 1960 änderte sich die Lage; trotzdem waren im Jahre 1966 noch 31% aller Haushalte Singapores in Squatter-Hütten untergebracht. Allerdings ist der Begriff «Squatter» für Singapore recht großzügig auszulegen, und nicht alle diese Behausungen sind unmenschliche Elendsquartiere. Der Begriff «Squatter» bezieht sich mehr

auf den illegalen Status als auf die ärmlichen Wohnverhältnisse.

In seinem Buch «Upper Nankin Street Singapore» beschreibt B. Kaye die Wohnverhältnisse eines typischen Teils von Singapores China Town. Zur Zeit dieser Untersuchung im Jahre 1955 betrug in 20% der «cubicles» die reine Wohnfläche (ohne Schränke zum Beispiel) weniger als 1 m² pro Erwachsenen. 48% aller Haushalte mußten sich eine Trockenlatrine mit 20 anderen Menschen teilen. Im Jahre 1960 war es nicht ungewöhnlich, für eine solche Schlafzelle von etwa 3,5 m² 25–35 S\$ (30–42 DM) pro Monat Miete zu zahlen (einschließlich Strom und Wasser).

Die Einwanderer nach Singapore brachten außer Armut und Fleiß eine große Anpassungsfähigkeit für Verhaltensweisen, Normen und Werte mit, die sich als notwendig erwies für das Überleben in dieser durch wirtschaftliche Umstände aufgezwungenen, engen städtischen Umwelt. Trotz den extremen Slumverhältnissen war Singapore eigentlich kaum mit «Unordnung» oder «Entfremdung» konfrontiert – Probleme, die man gerne mit ähnlichen Situationen assoziiert, besonders in amerikanischen Städten.

Recht erstaunlich ist wohl die Tatsache, daß trotz engsten Wohnverhältnissen bei diesen kleinen Schlafzellen, deren Wände nicht bis zur Decke reichen und wo der geringste Laut kaum zu überhören ist, eigentlich ein relativ friedliches Zusammenleben stattfindet. Es ist allgemein bekannt, daß Überbelegung für jegliches Gemeinleben recht problematisch ist, daß überfüllte Wohnungen zur Unterdrückung der aggressiven Instinkte im Menschen und zu psychologischen Streßsituationen führen. Daher ist die bemerkenswerte Fähigkeit der Chinesen, bei derartigen hohen Wohndichten und extremer Überfüllung zu leben, wohl nur auf ihre Introvertiertheit und relative Unaggressivität zurückzuführen. Eine der beachtlichsten Qualitäten der Chinesen ist sicherlich die hochentwickelte Fähigkeit zum harmonischen Zusammenleben vieler auf engem Raum.

Die traditionelle Art der Chinesen, das «Hinunterschlucken» von Ärger zur Vermeidung von Konflikten um jeden Preis, trägt sicherlich zur relativen Abwesenheit von Gewalttätigkeiten bei, wie das auch in Hongkong beobachtet wurde. So bestrafen die Hokkien ihre Kinder, wenn diese von anderen angegriffen wurden, weil sie das nicht hatten vermeiden können. Bootsleute in Hongkong machen sich einen Spaß daraus, Kinder bis zu einem Wutanfall zu reizen, worauf sie dann verspottet und ausgelacht werden. Frühzeitig lernen die Kinder die Fruchtlosigkeit von Gefühlsausbrüchen und die nötige Selbstbeherrschung zur Erhaltung des häuslichen Friedens im Nebeneinander der überfüllten Dschunken oder engen Behausungen.

Im Jahre 1960, als das Housing and Development Board (HDB) gegründet wurde, lebten von den 1 600 000 Menschen in Singapore etwa 250 000 in den überfüllten Slums der Innenstadt in Verhältnissen, die eine sofortige Umsiedlung notwendig gemacht hätte, und weitere 250 000 Squatters hausten in den Attap-Hütten der Randbezirke. Zu dieser Zeit betrug die jährliche Bevölkerungswachstumsrate in Singapore 4,6% – die höchste in der ganzen Welt. Bei diesem Wachstum würde sich bis 1982 die Bevölkerung auf 3,4 Millionen vermehrt haben oder auf 5820 P/km² (im Jahre 1970 etwa 3500 P/km²).

Zur Lösung des Wohnungsproblems in Singa-

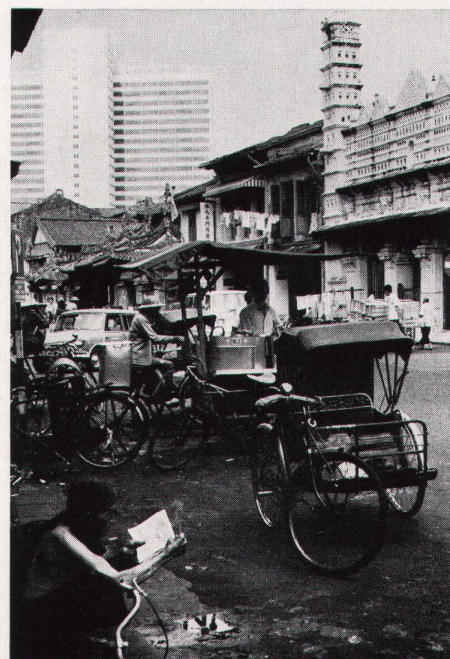
pore war es daher nötig, bis 1970 mindestens 147 000 neue Behausungen zu bauen, 120 000 davon durch die öffentliche Hand. Dieses Planziel wurde tatsächlich erfüllt, was für Südostasien höchst bemerkenswert ist. Somit ist in Singapore die extreme Wohnungsnot soweit gelindert, und nur noch ein geringer Bevölkerungsanteil muß in den oben geschilderten Verhältnissen wohnen; innerhalb der nächsten Jahre werden mehr als 50% der Bevölkerung in neuen Wohnungen untergebracht sein.

Das Housing and Development Board machte es sich zur Aufgabe, ethnische und rassische Schranken zu überschreiten. In den neuen Wohnsiedlungen sind Menschen verschiedener Kultur, Religion, Rasse und Sprache nebeneinander untergebracht. Noch ist es allerdings fraglich, ob dadurch eine echte Integration erreicht wird. Vorerst fühlen sich die umgesiedelten Menschen noch entwurzelt und unsicher im Umgang mit den neuen, fremden Nachbarn, mit denen sie sich oft nicht einmal verständigen können. Dazu kommt noch – typisch für Singapore –, daß die mohamedanischen Malayen sich schwer an die Kochgewohnheiten der Chinesen von nebenan gewöhnen; wenn letztere sich ein Gericht aus Schweinefleisch zubereiten, wird die Wohnung strenggläubiger Moslems bereits durch den Brautduft entweiht. Die Wäsche auf den Stangen – zum Trocknen aufgehängt – tropft auf die der Nachbarn darunter und verunreinigt diese im rituellen Sinne. Diesbezüglich sind wieder die Indier recht empfindlich.

In einer mitteleuropäischen städtischen Gesellschaft mit festen ethnischen und Religionsgrenzen sind derartige Probleme zwischenmenschlicher Beziehungen überhaupt erst anhand ähnlicher Situationen mit Gastarbeitern aus dem Süden zu begreifen. Das Zusammenleben in den riesigen Miethäusern der HDB in Singapore verlangt jedenfalls von allen Bewohnern guten Willen und Toleranz den anderen gegenüber, wofür Singapore sicherlich beispielhaft ist.

Im Gegensatz zu der Integrationspolitik der Regierung ist vielleicht erwähnenswert, daß der Gründer Singapores, Sir Thomas Stamford Raffles, alarmiert durch das unorganisierte Wachstum von Wohn- und Lagerhäusern, schon im Jahre 1882 versuchte, eine gewisse Ordnung in die neue Niederlassung zu bringen. Den einzelnen ethnischen Gruppen – Arabern, Indern, Chinesen, Europäern und Malayen – wurden bestimmte Siedlungszonen zugewiesen. Innerhalb der chinesischen Zone wurde sogar nochmals nach ethnischen Subgruppen wie Hokkien, Kantonesen, Teochew, Amoy usw., unterteilt. Es ist bemerkenswert, daß sich diese ethnische Gruppierung bis heute im Stadtkern erhalten hat, wenn auch eine gewisse Untermischung stattfand.

Bis zum Jahre 1970 wurden 500 Millionen S\$ (600 Millionen DM) für den sozialen Wohnbau aufgewandt und über 700 000 Menschen untergebracht – eine erstaunliche Leistung für diesen kleinen asiatischen Inselstaat. Heutzutage werden die Appartements des sozialen Wohnbaus vielfach schon als Eigentumswohnungen übernommen. Dieser dynamische Wohnbau und das städtische Sanierungsprogramm sind beispielgebend für andere asiatische Entwicklungsländer; Stadtplaner und Architekten aus Indien, Burma, Malaysia, Ceylon, Indonesien und sogar von den Fiji-Inseln kommen zur Schulung nach Singapore, das somit als Vorbild für die «Dritte Welt» gelten kann.



6



7

6 China Town Singapore – Telok Ayer Street mit chinesischem Tempel und Hindutempel. Vorne Trikschas, im Hintergrund das neue «National Development Building»

7 Toa Payoh New Town, Singapores zweite Satellitenstadt, mit 200 000 Einwohnern. Im Vordergrund ein alter chinesischer Friedhof



8
Lageplan von Toa Payoh New Town, zweite Satellitenstadt
in Singapore
Fläche 240 ha
Bevölkerung 200 000 P
Wohneinheiten 35 000 W
Bruttobesiedlungsdichte 833 P/ha
Bruttowohnungsdichte 146 W/ha

9
Wohnhäuser in Toa Payoh New Town. Links ein 19-geschos-
siger, Y-förmiger Wohnblock mit verbesserten 3-Raum-
Wohnungen, welche zum Preis von S\$ 7500,- (DM 8800,-)
gekauft werden können. Die Wohnfläche dieser Einheiten
ist 60 m²

10
Wohnblocks in Toa Payoh mit den typischen «Wäsche-
fahnen»

11
20-geschossiger Wohnblock mit 3-Raum-Wohnungen in
Toa Payoh

Photos: Otto J. Golger



Die älteste Satellitenstadt Singapores ist
Queenstown mit einer Fläche von 212 ha und
19372 Wohneinheiten. Die Wohnungen sind
für Leute kleineren Einkommens bestimmt, 33 m²
bis 80 m² groß, mit Einheiten von einem bis zu
vier Räumen plus Küche, Bad und WC. Die Mie-
ten sind recht niedrig – 20 S\$ (24 DM) pro Monat
für die 1-Raum-Wohnungen, 60 S\$ (70 DM) für
die drei Räume. Für 3300 S\$ (3900 DM) kann eine
1-Raum-Wohnung gekauft werden; der Preis ist
so, daß er nicht mehr als 18 Monateinkünfte des
Käufers übersteigt.

In der Satellitenstadt Toa Payoh zum Beispiel
betrugen die Baukosten im Jahre 1969 für eine
1-Raum-Wohnung mit 33 m² reiner Wohnfläche
3628 S\$ (4300 DM), für eine 3-Raum-Wohnung
mit 62 m² 5917 S\$ (7000 DM), einschließlich
aller Installationen, Aufzüge und Aufschließungs-
arbeiten usw. Heute baut man auch schon sogean-
annte «point blocks» – Punkthäuser, mit Wohn-
räumen von 81 m² Größe, bestehend aus Wohn-
raum, drei Schlafräumen, Küche, Bad und WC
und je vier Wohnungen pro Geschloß, wobei jede
Wohnung etwa 12500 S\$ kostet.

Bis vor kurzem war man mehr auf Quantität
als auf Qualität bedacht; alle 90 Minuten ent-
stand eine dieser öffentlichen Wohnungen. Mit-
tlerweile stiegen aber sowohl die Baukosten als
auch die Ansprüche der Wohnungssuchenden,
und heute sind die öffentlichen Wohnungen be-
deutend komfortabler; Grundrisse sind besser

durchdacht und die Wohnungen größer. Im Erd-
geschoß werden grundsätzlich keine Wohnungen
mehr eingerichtet, sondern nur noch Läden,
Parkplätze, Kinderspielplätze und Werkstätten
für irgendwelche Leichtindustrien.

Die Wohnraumbeschaffung zu annehmbaren
Preisen wird von der Regierung in Singapore als
Schlüssel zur Erhaltung wirtschaftlicher, sozialer
und politischer Stabilität angesehen. Diese Fak-
toren einer klugen Planung werden leider in
einem Großteil der Entwicklungsländer völlig
vermißt.

An zuständiger Stelle ist man allerdings etwas
verwirrt, daß die Sanierung und vielverspre-
chende Umsiedlung der früher in ärmlichen Ver-
hältnissen lebenden Menschen in moderne
Wohnungen mit den Annehmlichkeiten städti-
scher Zivilisation nicht ganz den erwarteten Er-
folg bezüglich zwischenmenschlicher Bezie-
hungen erbringt. Die Kriminalität in diesen neuen
Siedlungen ist im Ansteigen, besonders bei der
Jugend. Wie bei den Resettlement Estates in
Hongkong oder anderen Zeichenbrettaktionen
fehlt eben die nötige Gliederung organischer
Gemeinwesen; so bleibt nur eine dürftige soziale
Umwelt als Produkt einer alles anonymisierenden,
extremen Urbanisierung.

Die Umsiedlung großer Gruppen von Men-
schen beeinflusst zwangsläufig deren seelisches
und wirtschaftliches Gleichgewicht. Die Men-
schen in diesen neuen Siedlungen sind keines-
wegs glücklicher als die Squatters oder Kam-
pong-Bewohner, im Gegenteil; vor allem sind sie
auch nicht wohlhabender. Anders als in den tra-
ditionellen Kampongs, Squatter-Siedlungen oder
selbst in den engen Slums von China Town kön-
nen sich in der Unpersönlichkeit dieser Wohn-
anlagen die Menschen der engen sozialen Kon-
trolle der Nachbarn entziehen, was wiederum die
Bildung gegenseitiger Abhängigkeit verhindert,
hier besonders bestärkt durch ethnische und ras-
sische Schranken.

Ein besonderes soziales Problem in diesen
Siedlungen sind Kinder und Jugendliche. Die
vorgesehenen Spielplätze werden nicht genü-
gend frequentiert, und man zieht es vor, die Kin-
der in den kleinen Wohnungen zu lassen, was
wiederum zur sozialen Isolierung beiträgt. Die
Jugendlichen sind am ärmsten dran; die persö-
nliche, aber auch die soziale Entwicklung der jun-
gen Menschen wird kaum berücksichtigt, wie das
eben in den meisten westlichen Konsumgesell-
schaften der Fall ist. Singapore ist keine Aus-
nahme.